

Birgit Schmidt

VERRAT IM YELLOWSTONE

Thriller

D A S A N G E B O T

»Ich möchte Ihnen ein Angebot machen.«

Gerd Sauer, Dipl.-Ökonom und Geschäftsführer der Main Kliniken GmbH, hob das scharfgeschnittene Kinn und fixierte sein Gegenüber.

Anna Behringer rutschte von der Stuhlkante zurück und suchte Kontakt zu der unbequemen Lehne des Designerstuhls.

»Frau Behringer, ich biete Ihnen die Stelle Ihres leider viel zu früh verstorbenen Mannes an. Sie wissen, dass wir ihn außerordentlich geschätzt haben. Ich«, er nickte flüchtig zu Klinikdirektor Mehrmann neben ihm, »wir sind nach eingehenden Beratungen zu der Auffassung gekommen, dass Sie die nötige Erfahrung mitbringen, um unsere Abteilung für Unfallchirurgie im Sinne Ihres Mannes fortzuführen.«

Anna faltete die Hände und schwieg. Sauers Angebot traf sie nicht unvorbereitet, hatte sie doch in den vergangenen Monaten als erste Oberärztin die Abteilung ihres Mannes nach dessen Tod kommissarisch geleitet. Letzten Sommer war Paul bei einem tragischen Unfall am Crater Lake in Oregon ums Leben gekommen, so lautete die offizielle Version der Behörden. Die Wahrheit ging nur sie etwas an.

Mehrmann hüstelte. »Ihre plötzliche, äh, Abreise im Sommer hat bei uns, na ja, sagen wir mal, für Irritationen gesorgt.«

Er knetete die Hände, rückte seine Brille zurecht und blickte sie hilfesuchend an.

Anna schwieg noch immer und sah ihn geradewegs an. Seine Backen leuchteten so rot wie die von Jupp Heynckes. Merkwürdig, welche Assoziationen einem einfallen, wenn man im Büro des Klinikchefs sitzt und es um nichts Geringeres als den Leitungsjob der bedeutendsten Abteilung des Krankenhauses geht, dachte sie. Nein, sie würde ihm nicht entgegenkommen. Wenn er ihr etwas vorzuwerfen hatte, war das sein Problem.

»Ihre, äh, unangekündigte Abwesenheit hat der Klinik allerhand Umstände bereitet.« Er schaute zu Sauer. »Aber wir, also der Geschäftsführer und ich, wir haben uns in den vergangenen Wochen von Ihrer Zuverlässigkeit und Loyalität überzeugen können.«

Anna erwiderte nichts. In gewisser Weise hatte er nicht unrecht. So hatte es auf Außenstehende wirken müssen, als sie von einem Tag auf den anderen vor den Gewaltexzessen ihres Mannes nach Oregon geflüchtet war, ohne sich im Krankenhaus abgemeldet zu haben. Über eine Abmahnung hätte sie sich nicht beklagen dürfen, aber die Herren wussten ganz genau, was sie an ihr hatten und dass sie es war, die die chirurgische Abteilung in all den Jahren zusammengehalten hatte.

»Selbstverständlich müssen Sie sich offiziell auf die Stelle bewerben.« Sauer, der selbst im Sitzen noch ein Riese war, sah sie von oben herab an. »Aber Sie wären unsere erste Wahl.«

Anna fröstelte. Warum überkam sie nicht eine angenehme Wärme als Zeichen der Freude? Schließlich wurde einem nicht alle Tage die Chefarztstelle einer renommierten Abteilung eines großen Krankenhauses angeboten. Stattdessen verspürte sie ein unangenehmes Rieseln in den Nackenhaaren.

Die Augen ihres Gegenübers verengten sich zu Schlitzern und er musterte sie eingehend, bevor er hinzufügte: »Mit einer Frau

als Leitung wären wir Vorreiter, was die Besetzung des Chefarztpostens einer Unfallchirurgie angeht.«

Anna starrte ihn an. Zum Rieseln im Nacken gesellte sich ein Piepen im rechten Ohr. Klar, Pionier zu sein machte sich in der Öffentlichkeit immer gut.

Sauer räusperte sich. »Frau Behringer?«

In Annas Ohren pochte der Puls wie ein Vorschlaghammer. Niemals hätte es dieser arrogante Schnösel gewagt, Paul ohne seinen Dokortitel anzusprechen. Sie streckte den Rücken.

»Ich danke Ihnen für das Angebot, Herr Sauer.«

»Und?«

»Ich werde darüber nachdenken.«

Als Anna zwei Stunden später nach Hause kam, stellte sie überrascht fest, dass die Haustür nicht abgeschlossen war. Ihre Schwester Julia hatte schon den Esstisch gedeckt.

»Was machst du denn heute hier? Musst du nicht arbeiten?«

Julia entkorkte eine Flasche Hambacher Spätburgunder.

»Ich habe heute und morgen frei und hatte Sehnsucht nach dir. Schau, ich habe uns ein gutes Tröpfchen mitgebracht.«

Sie goss den Wein langsam in zwei große bauchige Gläser und schwenkte den Inhalt gegen das Licht.

»Rubinrot und halbtrocken. Den trinkst du doch am liebsten?«

Anna stellte ihre Tasche auf das Küchenbuffet.

»Da steckt doch mehr dahinter.«

»Thomas musste dienstlich für zwei Tage nach Amsterdam. Da dachte ich, wir Mädels machen uns einen netten Abend.«

»Hm.«

Mit geschlossenen Augen sog Julia langsam das Bouquet ein.

»Wunderbar. Wie Himbeeren mit Nüssen.«

Sie schaute auf. »Sag mal, hattest du nicht heute das Gespräch mit deiner Klinikleitung?«

»Aha, daher weht der Wind.«

»Haben sie dir endlich den Chefposten angeboten?«

Anna setzte sich und nippte an dem Rotwein. »Haben sie.«

»Und?« Julia erhob ihr Glas. »Hast du zugesagt?«

Anna schüttelte den Kopf.

»Du hast doch nicht etwa abgelehnt?«

»Auch das nicht.«

»Was dann?«

»Ich habe ihnen gesagt, dass ich es mir überlegen werde.«

Julia stellte ihr Rotweinglas wieder ab, ohne getrunken zu haben. »Was gibt es da zu bedenken?«

Anna zuckte die Schultern. »Du weißt doch, bevor man eine wichtige Entscheidung trifft, sollte man immer eine Nacht darüber schlafen.«

»Schon. Aber das Angebot kam doch jetzt nicht wirklich überraschend. Logisch, dass sie dir Pauls Job geben werden. Es wäre eine echte Sauerei, würden sie es nicht tun. All die Jahre hast du für ihn mitmalocht, und wie oft hast du die Kohlen für ihn aus dem Feuer geholt? Du hast es dir verdient.«

»Meinst du?«

»Hundertprozentig! Sei nicht immer so bescheiden!« Julia hob ihr Glas erneut. »Pack die Gelegenheit beim Schopf! Auf dich, meine Kleine! Und auf deine Zukunft!«

Auf seiner Omega Speedmaster Professional war es eine Minute vor neun. Bill Miles wartete noch sechzig Sekunden und klopfte dann an die halb geöffnete Bürotür seines Chefs.

»Komm rein und setz dich, Bill.«

Seit 2013 leitete Tom Nyland das Oregon Department of Fish and Wildlife und in den vergangenen drei Jahren hatte Bill als Ranger in seinem Team gearbeitet. Er setzte sich auf den abgewetzten Bürostuhl neben Toms Schreibtisch, auf dem sich wie immer die Akten stapelten.

Ohne hochzusehen räusperte sich Nyland und schob die Papiere, die vor ihm lagen, von links nach rechts. »Bill, ich muss dir leider mitteilen, dass deine Anstellung bei uns in zwei Wochen endet.« Er legte die Aufzeichnungen wieder an den alten Platz und schielte aus den Augenwinkeln zu Bill, doch der schwieg. »Es ist nicht so, dass wir mit deiner Arbeit nicht zufrieden sind.«

Bill sah ihn wortlos an.

Nyland fuhr sich durch die schütterten Haare. »Aber da ist diese Sache mit dem Tod des deutschen Arztes unten am Crater Lake. Das Ganze wirft ein verdammt schlechtes Licht auf mein Department.«

Bills Gesichtszüge bewegten sich nicht.

»Die halbe State Police hat dich und diese deutsche Frau gesucht. Schießereien gab es und was weiß ich nicht noch alles. Wir sind eine seriöse Behörde. So etwas können wir uns nicht leisten. Sonst bekommen wir keine Gelder mehr und müssen den Laden hier dichtmachen.«

Bill schaute zum Fenster hinaus. Auf der Wiese vor dem Büro pickte ein Rabe einen dünnen Birkenzweig auf, flog hoch und verschwand mit seiner Beute aus Bills Blickfeld.

»Warum sagst du nichts? Das verstehst du doch?«

Bill schüttelte den Kopf und stand auf. »Du hast deine Entscheidung getroffen, Tom. Meine Version der Geschichte ist für dich offenbar unwichtig.« Er legte seinen Ranger-Ausweis auf Nylands Schreibtisch und wandte sich zur Tür. »Mach's gut.«

Tom verdrehte die Augen und stieß hörbar die Luft aus. »Dass ihr Natives immer gleich beleidigt seid.«

In seinem Arbeitszimmer packte Bill all seine Aufzeichnungen über Wolf OR-7 zusammen. Vor zwei Wochen war sein Herzensprojekt gestorben, als Journey, wie der Spitzname von Wolf OR-7 lautete, sein Sendehalsband verloren hatte. OR-7, der erste Grauwolf in Oregon seit 1947, hatte in den vergangenen Jahren über tausend Meilen bis ins nördliche Kalifornien zurückgelegt und sich dadurch den Namen Journey verdient. Mit einem Weibchen kehrte er nach Oregon zurück, die beiden gründeten eine Familie und zogen in den folgenden Jahren mehrmals erfolgreich Nachwuchs groß. Von Anfang an hatte Bill, dessen indianischer Name Black Wolf lautete, den Weg dieses bemerkenswerten Tieres verfolgt und seinem Chef erklärt, darüber eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben zu wollen. Nach längerem Zögern hatte Nyland zugestimmt unter der Voraussetzung, dass seine Arbeit im Department darunter keinesfalls leiden dürfe und sich seine Forschungen auf seine Freizeit beschränkten. Nie hatte der Chef wirklich Notiz genommen von seinem Projekt, daher empfand es Black Wolf völlig gerechtfertigt, die Unterlagen mitzunehmen. Mit einem Zischen öffnete er eine Coke und schaute sich die Fotos an, die er im Laufe der Zeit von OR-7 aufgenommen hatte. Auf den Bildern war noch deutlich das dicke Sendehalsband zu erkennen. Ohne dieses Halsband konnte jetzt niemand Journey orten, und OR-7 würde mit seiner kleinen Familie in Zukunft sicherer leben. In einem Zug trank er die Cola aus und stellte die Flasche in die Kiste für Leergut. Ohne einen Blick zurück verließ er das Department und fuhr auf direktem Weg nach Hause. Jetzt waren sie beide frei.

Am Nachmittag suchte Bill die Ranch seines verstorbenen Vaters auf. Die tiefstehende Oktobersonne sorgte für lange Schatten und tauchte das Haupthaus und die friedlich grasenden Appaloosas auf der angrenzenden Weide in ein goldenes Licht. Er parkte seinen Pick-up direkt vor dem Gatter. Noch bevor er den Motor abgestellt hatte, trabten zwei weiße Stuten auf seinen Wagen zu. Erfreut stieg er aus, tätschelte ihre kräftigen Hälse, und White Sun und ihre Tochter White Moon rieben ihre samtene Nasen an seinen Schultern.

Über die Wiesen, die sich in leicht ansteigendem Gelände hinter der Koppel erstreckten, näherte sich ein Reiter in gestrecktem Galopp. Der große, schlanke Mann hielt seinen rotbraun gefleckten Hengst nur mit dem Schenkeldruck drei Meter vor ihm an und sprang mit einem geschmeidigen Satz auf den Boden. Er trug ausgebleichte Jeans, ein ebensolches Hemd und hatte seine langen schwarzen Haare auf dem Rücken zu einem schlichten Zopf geflochten.

Bill nickte anerkennend. »Flying Horse reitet den jungen Hengst wie der Wind.«

»Grey Owl war mir ein trefflicher Lehrer.«

»Und du warst ein tüchtiger Schüler meines Vaters. Wie macht sich der rote Teufel?«

»Ich habe ihn müde geritten.« Flying Horse öffnete das Gatter und entließ das Pferd mit einem Klaps zu den anderen. »Stimmt, Red Devil wäre ein passender Name für ihn.«

Sie lehnten beide mit den Unterarmen auf der hölzernen Einfriedung und beobachteten schweigend die grasenden Pferde. Nach einer Weile zog Flying Horse ein Päckchen aus der Brusttasche, entnahm ihm Zigarettenpapier, streute den aromatischen Virginia-Tabak darauf und rollte eine Zigarette.

»Möchte Black Wolf rauchen?«

Bill nahm die angebotene Zigarette, Flying Horse gab ihm Feuer und drehte eine zweite für sich.

»Du hast die Ranch und die Pferde bestens betreut, seit Grey Owl im Land unserer Vorfahren weilt.«

»Das bin ich dem Bruder meines Vaters schuldig. Er hat sich immer um mich gekümmert und stets wie seinen eigenen Sohn behandelt.«

Bill blies zarte weiße Kringel in den Abendhimmel. »Mein Job im Department ist Geschichte«, sagte er nach einer Weile.

Flying Horse sah ihn von der Seite an. »Jedes Ende bietet die Chance für etwas Neues.«

»Nyland hat mein Wolfsprojekt nie ernsthaft beachtet.«

»Dann bist du jetzt frei zu entscheiden, was du tust.«

»Ich hatte schon seit einiger Zeit das Gefühl, dass Nyland und ich nicht mehr zusammenpassen, und habe mich ein wenig umgehört, wer einen Biologen für die Wildtierforschung sucht.«

»Gerade heute ist ein Brief für dich gekommen.«

Genussvoll inhalierte Bill den letzten Zug und trat den Stummel im Sand aus. »Aha.«

»Mit einem Stempel vom Yellowstone National Park.«

Bill legte seinem Cousin den Arm um die Schultern. »Gehen wir rein und sehen nach, was drinsteht.«

Während Flying Horse im offenen Kamin ein Feuer anzündete, schlitze Bill den Umschlag mit einem Messer auf und studierte in Ruhe die beiden Seiten. Er legte das Schreiben auf den Tisch, goss in zwei Gläser je einen Fingerbreit Jim-Beam-Bourbon und reichte dem Cousin den Drink.

»Im Yellowstone kann ich an einem Wolfsprojekt arbeiten.«

»Das hört sich gut an.«

»Der Leiter des Projekts, Professor Jeff McIntosh, hat meine Feldforschungsberichte über OR-7 gelesen. Er hätte mich gern in seinem Team.«

»Eine bessere Möglichkeit wird es für dich kaum geben.«

»Das stimmt. Nirgendwo kann man die Tiere so gut beobachten wie im Yellowstone National Park. Schon vor meinem Biologiestudium habe ich dort als Freiwilliger mitgeholfen und in den Ferien auf der Lamar-Buffalo-Ranch gejobbt. Aber das bedeutet, dass du den Laden hier weiterhin allein schmeißen musst.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.«

»Das weiß ich, Flying Horse.«

»Wann wirst du dort anfangen?«

»Am ersten November.«

Bill hob sein Glas und sie stießen an. »Auf die Zukunft!«

Buck's Diner war bis auf den letzten Platz besetzt. Im Radio dudelten die Evergreens der alten Countryheroen Johnny Cash, Garth Brooks und Willie Nelson. Männer in karierten Hemden, schmutzigen Jeans und lehmverkrusteten Stiefeln rauchten Kette ohne Filter. Zwei Kellnerinnen rannten hin und her, um allen Wünschen der Gäste nachzukommen. Die meisten bestellten die riesigen Steaks mit Fried Potatoes, für die Buck's bekannt war, dazu jede Menge Bier. Unter den Cowboyhüten glühten die Köpfe, und an den Tischen gab es nur ein Thema: Wer hatte was wann mit welcher Gun geschossen.

Mit der letzten Scheibe Toast wischte Roy Hunter den Rest Ketchup vom Teller. Seine drei Kumpel am grob geschnitzten Holztisch tranken ihr Budweiser auf ex.

»Mann, hatte ich 'n Durst«, sagte Hal, stieß einen Rülps aus und klopfte auf seinen Bauch, über dem das 3XL-T-Shirt mit dem

Konterfei einer ihm verblüffend ähnlich sehenden Bulldogge bedenklich spannte.

Nachdem Larry sein Bierglas geleert hatte, fuhr er sich zufrieden mit dem Ärmel über den Mund. »War ein verdammt guter Job heute, nicht wahr, Roy?«

Hunter schwieg und sah auf seine Armbanduhr. Halb zehn.

»Was ist los, Roy?«

»Treff mich gleich mit 'nem Typen«, grunzte Hunter, ohne die Zähne auseinanderzunehmen.

»Gibt's 'n neuen Job für uns?«

»Mal sehen.«

»Wer ist es?«

»Der Kerl hat einen auf geheimnisvoll gemacht.«

»Hauptsache, er rückt genügend Kohle raus.«

»Du hast doch heute erst zweihundert Bucks eingesackt.«

Larry verzog das Gesicht. »Sind verdammt teure Zeiten, Roy. Meine Alte braucht 'ne Menge Mäuse für Klamotten und sonst was, und man weiß nie, wann der nächste Auftrag kommt.«

»Stimmt«, sagte Slim und beugte sich vor. Er war so hager, dass man jeden einzelnen Nackenwirbel erkennen konnte. »Wir haben einen unsicheren und gefährlichen Job.«

Hunter erhob sich. »Bleibt locker, Boys, und lasst mich nur machen. Ich muss jetzt los.«

Slim hob seine knochige Hand. »Sag deinem Mister X, wir sind bereit!«

Hunter tippte an den Hut und verließ den rauchgeschwängerten Schuppen. Auf dem Parkplatz stieg er in einen schwarzen Toyota-Pick-up, den er sich vor sechs Monaten gekauft hatte, nachdem ihn sein zwanzig Jahre alter Ford endgültig im Stich gelassen hatte.

Niemals hätte er geglaubt, keinen amerikanischen Wagen zu fahren. Aber die Japsen packten in die Karren serienmäßig so viel rein, da konnten Ford und Chevrolet nicht mehr mithalten. Von wegen America first, für ihn gab es nur Roy Hunter first. Da konnte Trump sagen, was er wollte. Nur gut, dass er die Karre gekauft hatte, bevor Donald die fetten Zölle draufgepackt hatte.

Flüchtig blickte er auf den Notizzettel, auf dem er sich den Treffpunkt notiert hatte, und schüttelte den Kopf. Irgendwo im Nirgendwo. Am Telefon hatte der Fremde gesagt, dass er auf keinen Fall einen anderen dabeihaben wollte. Vielleicht war der Typ ein hohes Tier, Politiker oder so was. Hunter verzog den Mund. Für wen er und seine Jungs die Wölfe und Bären schossen, war scheißegal, Hauptsache, die Kohle stimmte.

Nach zwanzig Meilen gleichmäßiger Fahrt, während der er peinlich darauf geachtet hatte, dass er nicht zu schnell fuhr und auch nicht verfolgt wurde, erreichte er den vereinbarten Ort. Eine kurze Stichstraße führte auf einen kleinen Parkplatz hinter ein paar Bäumen, von der Straße aus nicht einsehbar. Anerkennend piff er durch eine Zahnücke. Perfekt gewählt. Er wendete das Auto, sodass er den Ankommenden frühzeitig sah und stellte den Motor ab. Vorsichtshalber nahm er seine Pistole aus dem Handschuhfach und legte sie griffbereit auf den Beifahrersitz. Man wusste ja nie.

Fünf Minuten später rollte eine schwarze Limousine langsam auf den Parkplatz. Der Fahrer parkte mit der Fahrerseite direkt neben ihm, stellte die Scheinwerfer aus und ließ die abgedunkelte Seitenscheibe herunter.

Hunter öffnete ebenfalls das Fenster. »Scarface?«

Der Fremde nickte. »Scarface. Freut mich, dass Sie pünktlich sind, Mr. Hunter.«

»Wie soll ich Sie anreden?«

Der Mann zögerte. »Nennen Sie mich bei unserem Codewort.«

»Okay, Mr. Scarface. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte, dass Sie einen Wolf für mich schießen.«

»Das ist mein Job.«

»Einen bestimmten, nicht irgendeinen. Schaffen Sie das?«

»Lassen Sie's drauf ankommen. Welchen?«

Der Typ reichte ihm einen Zettel durch das Seitenfenster.

Hunter warf einen flüchtigen Blick darauf und runzelte die Stirn.

»Warum gerade Montana-Wolf 867?«

»Sagen wir mal, es ist ein Test, Mr. Hunter.«

»Ein Test? Wofür?«

Scarface legte den Kopf ein wenig schief. »Zum einen für Sie und zum anderen für die Technik.«

»Sie kriegen keinen Besseren als mich. Und meine Boys.«

»Das hörte ich. Aber ich verlasse mich nie darauf, was andere erzählen.«

»Und wenn wir den erledigt haben?«

»Gibt es den eigentlichen Auftrag.«

»Welchen?«

»Darüber sprechen wir, wenn ich mich vergewissert habe, dass Sie der Richtige für den Job sind.«

Hunter blickte den Fremden an, doch dessen Gesicht lag so im Schatten, dass er seinen Ausdruck nicht erkennen konnte.

»Okay. Aber ich bekomme einen Riesen für den hier«, sagte er und tippte auf den Zettel.

»Fünfhundert, keinen Cent mehr. Und ich will nur den Kopf.«

»Okay. Wie Sie wollen.« Hunter streckte dem Fremden die Hand hin. »Deal, Mr. Scarface.«

»Deal, Mr. Hunter«

DER BRIEF

Berlin würde auf sie warten müssen, die geplante Fortbildung würde sie sausen lassen. Anna liebte diese Stadt; wann immer sie durch ihre Straßen schlenderte oder auch nur an sie dachte, fiel ihr spontan eine Zeile aus Frank Sinatras »New York, New York« ein. Sie summte die Melodie vor sich hin. »I want to wake up in a city that never sleeps«. Wie der Big Apple schlief auch Berlin niemals. Doch jetzt brauchte sie dringend diese vier freien Tage, um endlich Ruhe zu finden und zu überlegen, wie es weitergehen sollte. Nach ihrer Rückkehr aus Oregon hatte sie sich um Pauls Beisetzung gekümmert, alle behördlichen Angelegenheiten geregelt und etliche Versicherungen kontaktiert. Doch binnen weniger Tage hatte die Klinik sie wieder in Beschlag genommen, schließlich konnte die unfallchirurgische Abteilung nicht länger auf eine kompetente Leitung verzichten. Aber nun war der Moment gekommen, da sie Zeit für sich benötigte, denn seit ihrer Rückkehr aus den Staaten hatte sie nicht einen Tag innegehalten. Außerdem wollte sie aufräumen und sich von Pauls Sachen trennen.

»I'll make a brandnew start of it.« Wieder kam Anna eine Liedzeile in den Sinn. Der Text traf es auf den Punkt. Ein Neustart, das klang verheißungsvoll. Ol' Blue Eyes ausdrucksstarker, leicht metallischer Bariton blieb in ihrem Kopf. Sie öffnete die Tür zum Kleiderschrank, nahm die ersten drei von Pauls Anzügen heraus und warf sie auf das Bett. Der Stapel wuchs, sie legte Jacken und Hosen dazu, riss einen blauen Müllsack von der

Rolle ab und packte so viel wie möglich hinein. Oben mit Malercrepp zukleben, fertig. Hemden, Pullis, Schuhe – die Anzahl der Säcke reichte eben aus, um seine sämtlichen Klamotten einzutüten. Einen nach dem anderen schleppte Anna in den Keller. In den nächsten Tagen würde sie alles zum Roten Kreuz bringen. So würde Paul wenigstens posthum eine gute Tat verrichten.

Auf dem Rückweg vom Keller fischte sie einen Stapel Post aus dem Briefkasten. Achtlos legte sie die Briefe auf den Küchentisch und kochte einen Kaffee. Nicht den aus dem hochmodernen Vollautomaten, den Paul letztes Jahr unbedingt kaufen musste, sondern einen selbstgemahlene und von Hand aufgebrühten. Einen, bei dem man schon während der Zubereitung langsam die Aromen in sich aufnahm und sich mit jedem Aufguss mehr auf den ersten genussvollen Schluck freute. Paul hatte das nie verstanden. »Was soll der altmodische Quatsch?«, hatte er gesagt. »Niemand brüht heute Kaffee noch im Filter auf. Die Leute denken bestimmt, wir können uns keine anständige Maschine leisten.« Typisch Paul. Was die Leute dachten, war wichtiger als alles andere. Wieder einmal hatte er nicht kapiert, worum es ihr dabei ging. Wie bei so vielen Dingen. »Wenn ich einen Kaffee trinken will, machst du mir einen ordentlichen aus dem Automaten«, war seine abschließende Anweisung gewesen. Und Anna hatte gelernt, dass es besser war, sich daran zu halten. Zu viele schmerzhaft Erfahrungen hatte sie in den fünfzehn Ehejahren gemacht, wenn sie sich ihm widersetzt hatte.

Mit geschlossenen Augen sog sie den betörenden Duft ein, nahm einen Schluck und spürte mit jeder Geschmacksknospe ihrer Zunge dem Aroma nach. Dann schaute sie in Ruhe die Post durch. Werbeschreiben, Bettelbriefe, Zeitungen, Zeitschriften.

Das Übliche. Zuunterst lag ein Brief mit einer von Hand geschriebenen Adresse. Sie besah ihn sich genauer, aber die Schrift war ihr gänzlich unbekannt. Oben rechts klebte eine bunte amerikanische Briefmarke und daneben ein blauer Aufkleber mit der Aufschrift »Air Mail«. Auf der Rückseite stand lediglich *B.M., 82190 YNP, Wyoming, USA*. Wie ein offizielles Schreiben sah es nicht aus. Außerdem hatte die Polizei in Oregon die Untersuchungen zu Pauls Tod längst abgeschlossen. Anna trug den Brief in ihr Arbeitszimmer. Der obersten Schublade ihres Schreibtisches entnahm sie einen Brieföffner mit Holzgriff und schlitzte vorsichtig den Umschlag auf. Auf einem dünnen Blatt aus recyceltem Papier standen nur wenige handgeschriebene Zeilen, die Buchstaben waren mit einem feinen schwarzen Filzroller sorgfältig gemalt.

Hi Anna!

Es ist schon ein paar Monate her, seit Du zurückgefliegen bist nach Deutschland. Ich hoffe, Dir geht es gut. Ich habe eine neue Aufgabe gefunden. Seit Anfang November arbeite ich im Yellowstone National Park an einem Wolfsprojekt. Es ist ein gutes Team, aber wir suchen noch Helfer. Vielleicht hast Du Interesse, bei uns mitzumachen. Ich habe mit Jeff gesprochen. Er ist unser Projektleiter und könnte dir ein Volontariat für drei Monate anbieten. Dazu musst du nicht einmal ein Visum beantragen. Wenn es dir gut gefällt, könntest du auch länger bleiben. Ich würde mich freuen.

Bill

Ein Brief von Bill. Binnen Sekunden verschwammen die Buchstaben, stattdessen flammten vor ihrem geistigen Auge die Bilder der Ereignisse des vergangenen Sommers auf.

Viele Jahre hatte sie die gewalttätigen Demütigungen ihres psychopathischen Ehemanns ertragen, aber als er ihr vor allen Kollegen zu Unrecht an dem Tod eines Menschen die Schuld gab, war sie Hals über Kopf von Deutschland nach Oregon geflohen. Nachdem sie dort ahnungslos einen gesuchten Mörder im Auto mitgenommen hatte, war sie von der örtlichen Polizei verhaftet worden. Durch glückliche Umstände gelang es ihr zu entkommen, doch in der Folge war ihr nicht nur die Staatsgewalt auf den Fersen, sondern auch Paul, der es nicht verwinden konnte, dass sie ihn verlassen hatte. In Bill fand sie einen wahren Freund, der ihr half, sich vor ihrem rachsüchtigen Ehemann in Sicherheit zu bringen und ihre Unschuld zu beweisen. Auf der Flucht vor Paul tötete dieser Bills Vater Grey Owl durch einen Schuss in den Rücken. Am Ende wurde ihm seine rasende Wut zum Verhängnis und er stürzte in den schroffen Felsen der Insel Phantom Ship im Crater Lake in den Tod.

In jenen nur anderthalb Wochen war Anna in eine gänzlich andere Welt eingetaucht. Fernab von ihrer geregelten Arbeit in der hierarchischen Struktur eines Krankenhauses streifte sie mit Bill durch die Wildnis Oregons und kam in intensiven Kontakt mit der Natur und wilden Tieren. Vor allem die Begegnung mit einem Wolf erweckte in ihr ein Verlangen nach einem anderen, einem freieren Leben, das sie niemals zuvor ersehnt oder auch nur erahnt hatte.

Zurück in Deutschland hatten die Verpflichtungen sie allzu schnell in die triste Realität zurückgeholt. Doch in den darauffolgenden Wochen empfand sie das tägliche Leben seltsam unwirklich und falsch, als ob sie in einem fremden Körper steckte oder in einem surrealen Film mitspielte. Ständig hatte sie das Gefühl, wie ein Schatten neben sich herzulaufen und sich selbst bei ihrem

Tun verständnislos zu beobachten. Nachts träumte sie von Bill und tagsüber fragte sie sich, was sie hier in Frankfurt noch hielt. Niemandem hatte sie von diesen Zweifeln und Gefühlen erzählt; nicht einmal ihrer Schwester, mit der sie sonst über alles sprach, hatte sie ihre Sehnsucht nach einem neuen, freieren Leben gestanden. Zweimal hatte sie eine E-Mail an Bill verfasst, sie dann aber doch nicht abgeschickt. Eine unsichtbare Kraft zog sie zu ihm hin, doch gleichzeitig nagte tief in ihr die Angst, sich nach ihren traumatischen Erfahrungen mit Paul wieder jemandem anzuvertrauen. Ingeheim hoffte sie, dass es nur eine momentane Gefühlsduselei war, die sich mit der Zeit geben würde. Doch jetzt hielt sie Bills Brief in den Händen, und mit einem Schlag war jede Minute des vergangenen Sommers wieder so präsent, als wäre alles erst gestern passiert.

Sie schaute aus dem Fenster. War nicht vorhin der Himmel noch grau und nieselig gewesen? In dieser Sekunde blitzte ein leuchtend-heller Sonnenstrahl zwischen zwei dicken Regenwolken hindurch und verscheuchte das trübe deutsche Herbstwetter mit einem Schlag.

Immer wieder las sie die wenigen Zeilen. Keine versteckte, geheime Botschaft, nur die schlichte Frage, ob sie kommen würde, um mit ihm zu arbeiten. Wie ein Stich ins Herz fuhr ihr der Gedanke an ihren Abschied am Crater Lake, als sie ihm versprochen hatte zurückzukehren. Nun war der Tag da, und es hieß, Farbe zu bekennen. Wollte sie das noch immer? Sie schloss die Augen und sah sich mit Bill neben seinem sterbenden Vater in der verborgenen Grotte am Crater Lake sitzen. Kurz vor seinem Tod hatte der alte Mann wie ein Prophet in die Zukunft geschaut und sie gebeten, Bill zu helfen. Und sie hatte es Grey Owl auf dem Totenbett versprochen.

Mit Bedacht hatte Anna den Brief in die unterste Schreibtischschublade gelegt.

Schlaf drüber. Dann wirst du klarer sehen.

Das sagte sie sich jeden Tag. Abends vor dem Einschlafen sah sie sich den Brief in die Schublade legen und die Lade zuschieben. Morgens wachte sie auf und dachte an die akkurat gemalten Buchstaben auf dem grauen Papier. Doch sie sah nicht klarer. Nicht ein bisschen.

Wie ein ausgelutschter Kaugummi zogen sich die Tage in der Klinik hin. Irgendwer musste geredet haben, aber das war keine Überraschung. Ein Krankenhaus war die Nachrichtenbörse und Gerüchteküche schlechthin. Hatte sie ausnahmsweise Zeit für eine Mittagspause in der Cafeteria, sprachen die Kollegen sie an: »Was ist denn nun? Übernimmst du den Job?« Am Ende jeder Visite fragten ihre Assistenten beiläufig: »Wirst du jetzt unsere Chefin?« Und in einer arbeitsreichen Nacht raunte ihr Schwester Iris verschwörerisch zu: »Bin ich froh, dass Sie da sind. Sie lassen uns doch nicht hängen, Frau Doktor?«

Jeden Tag quälte Anna sich mehr. Ständig glaubte sie sich beobachtet, so, als ob jeder nur darauf wartete, dass sie endlich die ersehnte Nachricht verkündete. Die Menschen um sie herum schienen den Atem anzuhalten und sich beinahe in Zeitlupe fortzubewegen. Trotz des feuchtkalten, trüben Novemberwetters lag eine merkwürdige Anspannung in der Luft, gleichsam wie die drückende Schwüle vor einem drohenden Gewitter. Von Tag zu Tag fühlte sie sich matter und elender.

Schlaf drüber. Dann wirst du klarer sehen.

Von wegen. Keine Nacht schlief sie mehr durch, sondern grübelte stundenlang, wie sie sich entscheiden sollte, und die Uhr an der Wand tickte so laut, als ob sie ihr mitteilen wollte, dass

ihre Zeit abließ. Frankfurt oder Yellowstone? Tick, tack. Krankenhaus oder Wildnis? Tick, tack. Sicherheit oder Abenteuer? Tick, tack. Sollte sie es wagen, hier alles aufzugeben und völlig neu anzufangen?

Am Wochenende kam Julia wieder zu Besuch. So häufig wie in den Wochen nach Annas Rückkehr aus den Staaten hatten sie sich in den vergangenen Jahren nie gesehen. Als Paul noch lebte, war ihre Beziehung schwierig und verkrampft gewesen, weil ihre Schwester ihn von Anfang an nicht ausstehen konnte. »Der Typ ist der größte Fehler deines Lebens«, hatte Julia ihr am Abend vor der Hochzeit gesagt. »Eines Tages wirst du es bereuen. Denk an meine Worte.« In der letzten Zeit, in der sie abends allein zu Hause saß, erinnerte sich Anna oft an jene Sätze. Ihre Schwester hatte recht behalten.

Bereits an der Haustür begrüßte Julia sie mit einem strahlenden Lächeln und dem herzerfrischenden Ausruf: »Schätzchen, wie siehst du denn aus? Hast du etwa die letzten Nächte durchgefeiert?«

Unwillig schüttelte Anna den Kopf. »Ich habe schlecht geschlafen. Mir gehen so viele Dinge durch den Sinn.«

»Sag bloß, du überlegst immer noch, ob du die Chefarztstelle annimmst?« Julia sah sich in der Küche um, entdeckte die angebrochene Flasche Rotwein und goss den kümmerlichen Rest in zwei Gläser.

»Hm.«

»So ein Angebot darfst du nicht ausschlagen. Hier.« Sie hielt Anna ein Glas hin. »Los, runter damit, das hilft dir bestimmt bei deiner Entscheidung.«

»Ich weiß nicht.«

»Aber ich. Pass mal auf, Schwesterchen. Ich erkläre es dir noch einmal ganz genau. Renommiertes Haus. Wichtigste Abteilung. Läuft wie geschmiert. Fetttes Chefarztgehalt. Du hast ausgesorgt, jetzt und in der Zukunft. Was willst du mehr?«

Anna schaute sie an und schwieg.

»Na?« Julia hob ihr Glas.

»Das ist haargenau der Punkt, über den ich mir erst einmal klar werden muss.«

»Verstehe ich nicht. Davon träumt doch jeder.«

»Hm.«

Julia leerte ihr Glas. »Wolltest du das nicht auch?«

Anna starrte auf das dunkle Rot in ihrem Glas. »Du triffst ins Schwarze, ohne es zu wissen. Wollte ich. Aber ob ich das heute noch möchte, weiß ich nicht.«

Julia zog die Stirn kraus. »Seitdem du zurück bist aus den Staaten, hast du dich verändert.«

»Findest du?«

»Du bist irgendwie so – nachdenklich. Sei doch froh, dass Paul dich nicht mehr triezen kann. Du hast genug mit dem Scheißkerl durchgemacht. Jetzt kommt endlich deine Zeit.« Sie dachte einen Moment lang nach. »Was sagen denn die Kollegen?«

»Die fragen mich ständig, ob ich es mache.«

»Hab ich mir doch gedacht. Die wären verdammt enttäuscht, wenn du jetzt kneifen würdest.«

»Kneifen? So siehst du das?«

»Schwesterchen, das ist eine einmalige Gelegenheit, die Abteilung so zu leiten, wie du dir das vorstellst. Bist du Chef, kannst du machen, was du willst. Ist doch super.«

»Du stellst dir das zu einfach vor. Es gibt viele ökonomische Zwänge und Vorgaben, ein Budget, das man einhalten muss, die

Verwaltung redet einem auch bei etlichen Entscheidungen rein und so weiter und so fort.«

»Aber als Chef hast du doch ganz andere Möglichkeiten. Du musst jetzt zugreifen. Und du hast es dir verdient.«

»Meinst du?«

»Wer weiß, ob so eine Chance wiederkommt. Pack den Stier bei den Hörnern! Sei nicht dumm!«

»Vielleicht hast du ja recht.« Wie in Zeitlupe hob Anna ihr Glas. »Auf den Neuanfang.«

»Endlich! Das ist der erste vernünftige Satz, den ich von dir höre, seit du wieder da bist.« Julia prostete ihr zu.

»Auf deine Zukunft!«

Nach einem ausgiebigen Frühstück fuhr Julia am Sonntagnachmittag heim. Anna setzte sich an ihren Schreibtisch und holte den Chefarztvertrag, den Sauer ihr mitgegeben hatte, hervor. Ihr Blick fiel auf Bills Brief. Fein säuberlich legte sie ihn neben das fünfzehnteitige Vertragswerk. Ein paar Zeilen gegen fünfzehn Seiten. Kein Versprechen, nur eine schlichte Frage gegen ein respektables Jahresgehalt, das sie bestens absichern würde. Erneut las sie jedes seiner sorgfältig gemalten Wörter, faltete das Papier zusammen und legte es in die Lade zurück. Nach zwei Stunden hatte sie alle Einzelheiten des Vertrags studiert und setzte ihre Unterschrift darunter. Sie schraubte den Füllfederhalter zu, ging ins Wohnzimmer und öffnete eine neue Flasche Spätburgunder. Am Adventskranz zündete sie die erste Kerze an, ließ sich in den Sessel fallen und genoss ein Glas Rotwein bei der x-ten Wiederholung von »Casablanca«.

In dieser Nacht schlief sie endlich wieder durch. Doch im Traum geisterte sie durch einen brennenden Wald in Oregon.

ENTSCHEIDUNG UND ABSCHIED

War es bloß Zufall oder doch ein Wink des Schicksals?

Anna hatte sich entschlossen, den Vertrag persönlich bei dem Geschäftsführer abzugeben. Als sie am Montag kurz vor Feierabend sein Vorzimmer betrat, verließ just ein hochgewachsener dynamisch-sportlicher Enddreißiger in einem Armani-Anzug Sauers Büro und verabschiedete sich lässig: »Ich schau zu Hause noch einmal drüber, Gerd, aber ich bin mir sicher, dass alles zu meiner Zufriedenheit ist.« Ohne Gruß, stattdessen mit einem abschätzenden Blick marschierte er mit federndem Schritt an ihr vorbei zur Vorzimmertür hinaus. In der Hand hielt er eine Mappe, die ihr bekannt vorkam. Eilig schloss Sauer die Tür zu seinem Zimmer, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Warum übersah er sie geflissentlich?

Seine Sekretärin bekam rote Flecken am Hals. Sie schnappte nach Luft und rang sich mühsam ein Lächeln ab. Zwei Anläufe musste die Arme nehmen, bis sie den ersten Ton herausbrachte und sich dabei noch beinahe verschluckte.

»Ach, Frau Dr. Behringer, Sie auch hier?«

Anna starrte sie sekundenlang an. »Wieso auch?«

»Ich dachte ...«

Was ging hier vor? Aus Sauers Zimmer drang kein Laut. Ob er wohl lauschte, was sie hier sprachen?

In Anna kroch ein Verdacht hoch. »War das eben ein Bewerber für die Chefarztstelle in unserer Chirurgie?«

»Ähm, ja, das ist, äh, das war ...«

Binnen Sekunden schoss ein brennender Pfeil aus Annas Fuß in den Kopf, und ihr Herz setzte einen Moment aus.

Wollte Sauer sie hinters Licht führen?

»Er hat sich bei Ihrem Chef vorgestellt, nicht wahr? Sie brauchen mir nichts vorzumachen. Ich habe doch Augen im Kopf.«

»Es tut mir so leid.« Das Gesicht der armen Sekretärin leuchtete feuerrot. »Sie spielen zusammen Golf, wissen Sie.«

Für einen Moment hielt Anna die Luft an und ließ sie dann langsam durch einen Lippenspalt entweichen.

Haltung bewahren, Anna.

»Aha, der Golfclub also.« Sie nickte der Vorzimmerdame zu. »Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Gott sei Dank war ihr Dienst vorbei. Dass sie anschließend auf dem Heimweg in eine Radarfalle geriet, registrierte sie nur im Unterbewusstsein. Wann war sie das letzte Mal zu schnell gefahren? Sonst hatte sie immer Paul auf die Geschwindigkeitsbeschränkungen hingewiesen. Ein ewiges Ärgernis für den Raser. Ob sie jetzt ihr erstes Fahrverbot kassieren würde? Das passte zu dem Tag. Auf den restlichen Kilometern pochte ihr Herz so schnell, dass sie kaum Luft bekam.

Zu Hause pfefferte sie die Tasche mit dem Vertrag in die Sofaecke. Da war er wieder, der feine Golfclub. Wie bei Paul. Der hatte beim Golfspiel auch immer irgendwelche Deals mit seinen Spezis ausgehandelt. Wie sie das hasste! Sie riss das Schriftstück aus der Tasche und zerfetzte es in Stücke.

Steckt euch euren verdammten Vertrag sonst wohin!

Das Glas Rotwein half. Zumindest für den Augenblick. Doch so konnte es nicht weitergehen. So viel wie in den letzten Wochen hatte sie in ihrem ganzen Leben nicht getrunken. Ein klares

Alarmsignal. Sie musste etwas ändern. Wie im vergangenen Sommer, als sie Paul endlich verlassen hatte. Diesmal lag die Sache jedoch anders. Keine Flucht vor der Brutalität und Quälerei ihres Mannes, sondern eine Abkehr von den Zwängen in ihrem beruflichen Leben, von dem sie dereinst dachte, dass es sie stets mit Stolz erfüllen würde. Was war davon geblieben? Von ihren einstigen Idealen war die Realität meilenweit entfernt. Intrigen und Heuchelei, Gängelei und Kumpanei, so sah der Klinikalltag aus, und dies alles unter dem Deckmäntelchen der Humanität.

Ohne mich. Macht euren Mist allein.

Sie sah die Post durch, die sie in ihrer Wut achtlos auf den Couchtisch geworfen hatte. Rechnungen und aufdringliche Werbeschreiben, von den acht Briefen war nicht einer wichtig.

Bezeichnend, es gab zu viel Müll in ihrem Leben.

Sie dachte an Bills Schreiben, das noch immer unten in der Schreibtischschublade lag. Wann hatte sie das letzte Mal einen handgeschriebenen Brief erhalten? Sie erinnerte sich nicht. Mit der Hand wurden lediglich kurze Notizen oder einzelne Begriffe in irgendwelchen seitenlangen vorgedruckten Aufklärungsformularen im Krankenhaus eingetragen, alles Weitere tippte man in den Computer und verschickte es online. Privat war es nicht anders. Eilig getippt und abgeschickt, genauso schnell angesehen und vergessen. Zwischendurch oder nebenher, während man etwas anderes machte. Und mit den Gedanken war man schon woanders. Wo war noch mal dieses oder jenes? Irgendwo im PC oder auf dem Smartphone oder in der Cloud. Je mehr man speicherte, desto weniger fand man. Irgendwann würde die Menschheit in ihrem Datenmüll ersticken.

Mechanisch griff sie zum Smartphone. Wann hatte sie zuletzt ein ernsthaftes Telefonat geführt? Sie erinnerte sich nicht, und

das lag nicht am zweiten Glas Rotwein. Nur noch WhatsApp, am besten mit Abkürzungen, die niemand mehr verstand – zumindest keiner über vierzig -, und E-Mails, deren Form zunehmend den Respekt vor dem Adressaten vermissen ließen.

Kaum ein Telefonat dauerte länger als eine Minute. Bin hier oder da, komme früher oder später. Minimale Information und minimales Interesse. Alles klar bei dir? Sparsamste Fragestellungen, bloß kein Wort zu viel, sag nur nicht, dass es dir nicht gut geht, dein Gegenüber interessiert es sowieso nicht. Was war das für eine Welt, in der sie lebte? Wollte sie das alles noch?

Am folgenden Sonntagmorgen stand Julia wieder vor ihrer Tür. »Ich dachte mir, wir frühstücken zusammen. Hier, nimm.«

Aus der Tüte, die sie ihr entgegenhielt, duftete es verführerisch nach frischen Brötchen. Ohne auf eine Antwort zu warten, marschierte Julia an ihr vorbei und steuerte in der Küche auf die Dose mit dem Kaffeepulver zu.

»Na, dann mache ich uns erst mal einen Kaffee.«

Sie warf einen Seitenblick auf die leeren Weinflaschen, die im Korb neben dem Küchenbuffet standen.

»Ich denke, ich gebe einen Extra-Löffel dazu. Und zwei Eier wären auch nicht schlecht, was?« Sie sah Anna an. »Setz du dich an den Tisch, ich mach das schon.«

»Wo ist eigentlich Thomas? Wieder auf Dienstreise?«

»Das habe ich dir doch erzählt, Schätzchen.«

»Was hast du mir erzählt?«

»Thomas ist nach Florida geflogen und kommt erst zwei Tage vor Weihnachten zurück.«

Verständnislos schüttelte Anna den Kopf. Sie konnte sich an nichts erinnern. »Sorry, das habe ich vergessen.«

Während Julia hin und her lief, starrte Anna auf die Tischplatte. In der vergangenen Woche hatte sie jeden Tag aufs Neue mit sich gerungen, was sie tun sollte. Nur um diese Frage waren ihre Gedanken gekreist. Alles andere hatte sie kaum wahrgenommen. Am Abend zuvor hatte sie sogar Festnetz-Telefon und Smartphone ausgestellt, um mit niemandem sprechen zu müssen und in Ruhe nachdenken zu können. Um Mitternacht hatte sie endlich einen Entschluss gefasst und Bills Chef in Yellowstone angerufen. Was würde ihre Schwester dazu sagen?

»Ich kenne keinen Menschen, der so elegant ein Ei killt wie du. Hast du das im OP gelernt?«

Anna sah von ihrem Frühstücksei auf, das sie gerade geköpft hatte. Die weiße Schnittfläche war ebenmäßig, das Eidotter goldgelb und von perfekter flüssiger Konsistenz. Ihre Schwester grinste.

Anna griff zum Salzstreuer. »Vergiss es.«

»Wie bitte?«

»Du hast mich schon richtig verstanden.«

Julia lehnte sich zurück und legte die angebissene Brötchenhälfte mit Himbeermarmelade wieder auf den Teller.

»Hab ich da irgendetwas nicht mitgekriegt?«

»Ich werde kündigen.« Jetzt war es raus.

Julia starrte sie an. »Nicht dein Ernst.«

»Doch.«

»Schätzchen, ich verstehe gar nichts mehr. Sie bieten dir die Chefarztposition an und du lehnt ab?«

»Korrekt.«

»Stattdessen kündigst du auch noch deinen bombensicheren Job als Oberärztin?«

»Genau.«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen?«

Anna pfiff verächtlich durch die Lippen. »Die können mich mal.« Sie griff erneut zum Salz.

»Pass auf, du hast schon einmal Salz genommen.« Julia hielt Annas Arm fest. »Was ist passiert?«

»Erst sagt mir dieser Sauer, dass er mich will, und jetzt bietet er den Job seinem Golfspezi an.«

»Hast du etwa gedacht, die verlassen sich darauf, dass du es machst? Du hast dir Bedenkzeit auserbeten; ist doch logisch, dass sie nach einer Alternative Ausschau halten.«

»Willst du etwa behaupten, dass ich schuld bin, weil ich nicht sofort zugesagt habe?« Anna schüttelte den Kopf. »Nein, es ist wie immer. Am Ende kochen die ihr Süppchen in irgendeinem Hinterzimmer oder in ihrem verdammten Golfclub.«

Sie knallte den Salzstreuer so auf den Tisch, dass er umfiel und der weiße Inhalt sich neben der Butterschale ausbreitete.

Salz verstreuen bringt Ärger, hatte ihre Mutter immer gesagt.

»Ich verstehe dich nicht. Eine solche Gelegenheit schmeißt man doch nicht einfach weg. Du musst kämpfen.«

Anna schüttelte den Kopf. »Ich weiß jetzt, dass ich Pauls Job nicht will.«

»Aber du hattest doch schon unterschrieben, oder nicht?«

»Verstehst du das nicht? Wenn ich seine Stelle übernehme, das heißt, in seine Fußstapfen trete, komme ich nie von ihm los. Dann hat er mich auch nach seinem Tod noch im Griff.«

»Du machst dir viel zu viele Gedanken. Du bist du und wirst deinen eigenen Weg gehen.«

Anna sah Julia lange an. »Du hast es erfasst. Ich werde meinen Weg gehen, aber nicht auf seiner Position, nicht in seiner Abteilung und nicht in seinem Krankenhaus. Die könnten mir eine

Million bieten und ich würde den Job nicht mehr übernehmen.«
Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Niemals!«

»Und was hast du jetzt vor? Hast du denn eine bessere Stelle in Aussicht? Du musst doch einen Plan haben.«

Anna lehnte sich zurück. Bevor sie weitersprach, trank sie einen Schluck Kaffee. Schwarz und kräftig, so liebte sie ihn. Das Koffein wirkte in Sekunden.

»Hm.«

Julia fuhr sich durch die braunen Locken und schüttelte den Kopf. »Ich erkenne dich nicht mehr wieder. Du wusstest immer, was du willst. In der Schule, im Studium, im Krankenhaus.«

»Hm.«

»Du bist immer geradlinig deinen Weg gegangen. Immer vorwärts, immer erfolgreich. Und jetzt erzählst du mir hier beiläufig beim Frühstück, dass du den besten Job, der dir jemals angeboten wurde, nicht annimmst, stattdessen alles hinschmeißt und nicht einmal weißt, was du tun willst?«

»Hm.«

»Ist deine Birne genauso weichgekocht wie dieses Ei?«

»Es gäbe da eine Möglichkeit.«

Julia fiel das Ei vom Löffel in den Schoß. »Wusst ich's doch! Sag schon, was ist es?«

»Es wird dir nicht gefallen.«

»Raus damit, was hast du vor?« Sie kratzte eilig das Eigelb von der Jeans.

»Im Yellowstone-Nationalpark werden gerade Leute für ein Forschungsprojekt gesucht.«

»Wie bitte?« Julia riss die Augen auf. »Wo willst du hin?«

»Yellowstone. USA.«

Sie schüttelte den Kopf. »Und die suchen Chirurgen?«

»Nicht als Ärztin.«

»Jetzt kapiere ich gar nichts mehr. Als was dann?«

»Als freie Mitarbeiterin.«

»Und wie viel zahlen sie?«

»Keine Ahnung.«

»Wie bitte? Du fährst ans Ende der Welt und hast keinen blauen Schimmer, was du dort verdienst?«

»Ist nicht wichtig.«

»Finde ich aber doch.«

»Für dich sind eben Haus und Hof wichtig.«

»Für dich etwa nicht?«

»Nicht mehr.«

»Wieso denn plötzlich?«

»Ich will das alles nicht mehr.«

»Was alles?«

Anna schenkte Kaffee nach. »Den Job im Krankenhaus, das Haus und das Leben hier, einfach alles.«

Sie starrten sich an wie zwei Boxer und schwiegen. Julia legte eine Scheibe Käse auf die zweite Brötchenhälfte.

»Schwesterherz, es ist sonnenklar, du hast eine Midlife-Krise. Die Kerle suchen sich dann eine Geliebte oder kaufen sich einen Porsche, und du brichst hier aus.«

Anna schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht.«

»Was dann?«

»Schwer zu erklären.«

»Versuch es. Wenn du nicht verrückt geworden bist oder es nicht nur eine momentane Eingebung ist, musst du es erklären können.« Julia legte den Kopf schief und spitzte den Mund.

»Oder steckt da etwa dieser Typ dahinter?«

»Wen meinst du?«

»Na, dieser Ranger, wie heißt er noch gleich?«

»Bill.«

»Genau. Habe ich recht?«

»Ja, er hat mir geschrieben.« Anna sah Julia gespannt an, bevor sie fortfuhr. »Einen Brief.« Pause. »Von Hand.«

»Wusst ich's doch. Ich dachte, der ist in Oregon?«

»Nicht mehr.«

»Sag bloß, der arbeitet auch da, wo du jetzt hinwillst?«

»Im Yellowstone. Ja, er hat mich gefragt, ob ich bei dem Projekt mitmachen will.«

»Du bist verknallt in ihn.«

»Red nicht solchen Unsinn.«

»Die ganze Zeit habe ich schon gemerkt, dass du irgendwie so komisch bist. Ganz weit weg mit deinen Gedanken, gar nicht richtig hier.«

»Ich denke eben viel nach. Es ist wirklich eine schwierige Entscheidung.«

»Gib's zu, du willst seinetwegen dorthin.«

»Aber verstehst du das denn nicht? Alles hier erinnert mich an Paul. Egal, wo ich hingehere oder was ich mache, jeder vergleicht mich mit ihm. Drüben habe ich die Möglichkeit, etwas völlig Neues anzufangen. Ich weiß, das ist jetzt das Richtige für mich. Ich brauche einfach Abstand von allem hier.«

»Und du willst alles aufgeben? Du hast keine Ahnung, ob dir das Leben drüben in Amerika gefällt. Mach das nicht, hier weißt du, was du hast.«

Anna zögerte mit der Antwort. Hatte Julia vielleicht doch recht? Nein, sie hatte keine Vorstellung davon, was im Yellowstone auf sie zukommen würde. Sie wäre allein in einem Land mit fremden Menschen und einer ungewohnten Aufgabe. War

es am Ende nur eine Sehnsucht? Sah sie alles zu rosig? Sollte sie sich nicht ein Hintertürchen offen lassen?

Sie räusperte sich, aber ihre Stimme klang belegt, als sie die nächsten Worte sprach. »Ich fahre auf jeden Fall. Erst mal für drei Monate, in der Zeit mache ich ein Volontariat, so habe ich es mit Prof. McIntosh, dem Leiter des Forschungsprojekts, abgesprochen. Und dann entscheide ich, ob ich länger bleibe und eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung beantrage.«

»Und wovon willst du leben?«

»Pauls Lebensversicherung wird eine Weile reichen und ich habe auch etwas gespart.«

Julia schlug die Hände vors Gesicht. »Oh nein! Ich glaube es nicht. Das bist nicht mehr du. Ich ahne Schlimmes. Dieser Bill bringt dich bestimmt wieder in Gefahr. Wer weiß, was da drüben alles passieren wird.«

Vor Dienstbeginn erwartete Anna am nächsten Morgen den Geschäftsführer in dessen Büro. Als Sauer auf sie zukam, streckte sie den Rücken durch.

Okay, it's showtime.

»Ich habe mich entschlossen, Ihr Angebot nicht anzunehmen und mich stattdessen zum Jahreswechsel beruflich zu verändern. Ich gehe fest davon aus, dass Sie einem Auflösungsvertrag zum 31. Dezember zustimmen werden. Da ich noch neun Tage Resturlaub habe, wird dann der 16. Dezember mein letzter Arbeitstag sein. Bis dahin werde ich meine Arbeit selbstverständlich zuverlässig wie immer verrichten. Meinen Mitarbeitern werde ich meine Entscheidung gleich persönlich mitteilen. Hier.« Sie hielt ihm ihr Kündigungsschreiben hin.

Sauer klappte den Mund auf und wieder zu.

Sieh an, dem Herrn Geschäftsführer hat es die Sprache verschlagen.

Anna zählte die Sekunden. Fünfzehn waren es, bis er sich endlich räusperte und zur Antwort ansetzte.

»Das kommt sehr plötzlich.« Er warf einen Blick auf ihren Brief und überlegte kurz. »Ihre Kündigungsfrist ist ja wesentlich länger und ...«

»Die ganzen Jahre habe ich alles für meine Abteilung gegeben, daher erwarte ich, dass Sie mir jetzt keine Steine in den Weg legen werden.«

So hatte sie noch nie mit einem Vorgesetzten gesprochen. Er starrte sie an, doch sie wich seinem Blick nicht aus.

Du kriegst mich nicht klein, du nicht, du falscher Fünfziger. Dieses Spiel gewinne ich.

Seine Antwort kam fast in Zeitlupe. »Jaaa. Gut. Ich denke, wir können Ihrem Wunsch entsprechen.«

Anna deutete ein Nicken an, erwiderte aber nichts.

»Dann wünsche ich Ihnen alles Gute auf Ihrem weiteren beruflichen Weg.«

Immerhin kannst du die Form wahren.

»Danke, ich wünsche Ihnen einen schönen Tag.« Mit diesen Worten verließ sie Sauers Zimmer.

Seine Sekretärin musste alles mitbekommen haben, denn sie lächelte ihr verschwörerisch zu. Dünn genug waren die Wände ja, und Anna hatte sich keine Mühe gegeben, leise zu sprechen.

»Alles, alles Gute für Sie, Frau Dr. Behringer!«

In diesem Moment fühlte sich Anna zwanzig Kilo leichter. Sie konnte gar nicht anders, als die Vorzimmerdame anzustrahlen.

»Für Sie auch.«

Wie auf einer Wolke schwebte sie dem Ausgang entgegen. Abends zu Hause freute sie sich immer noch diebisch über ihren

Coup und Sauer's dämliches Gesicht. Sie hatte das Heft in die Hand genommen und nicht darauf gewartet, dass er eine Entscheidung zugunsten seines lieben Golf-Spezis verkündete.

Damit hatte dieser selbstherrliche Pfau nicht gerechnet!

Die verbleibenden Tage an der Klinik gingen schneller vorbei, als Anna es vermutet hatte. Es gab noch viel vorzubereiten. Allen, mit denen sie jahrelang zusammengearbeitet hatte, sagte sie persönlich Lebewohl. Dabei schlug ihr eine Welle von ehrlicher Dankbarkeit und Verständnis, aber auch Bedauern entgegen. Und manch einer beneidete sie offen, weil sie es wagte auszusteigen. Am Freitag vor dem vierten Advent, ihrem letzten Arbeitstag, verabschiedete sie sich mit Schnittchen und Kuchen, und dann konnte sie, wie auch ihre engsten Kollegen, die Tränen nicht mehr zurückhalten.

»Wir werden Sie vermissen«, schluchzte Nachtschwester Iris, die eigentlich dienstfrei hatte, und ihr roter Schopf schien genauso blass wie ihr Gesicht. »Danke für alles. Sie waren immer für uns da.«

Bepackt mit vielen Abschiedsgeschenken verließ sie das Krankenhaus, das so lange ihre berufliche Heimat gewesen war. Vor dem Eingangsportal kühlte ein frischer Wind ihr heißes Gesicht. Einen kurzen Moment blieb sie stehen und sog die winterliche, leicht rauchige Luft ein.

Das Krächzen eines schwarzen Rabenvogels lenkte ihren Blick zu dem abgestorbenen Baum, an dem sie so viele Jahre achtlos vorbeigehastet war. Der Vogel saß auf halber Höhe und rief ihr seinen Abschiedsgruß entgegen. Anna lächelte und lief an ihm vorbei. Als sie sich noch einmal umdrehte, sah sie, dass er sich in die Luft erhob und davonflog.

Bevor sie sich auf den Weg nach Hause machte, schlenderte sie eine Weile ziellos durch die Stadt und atmete auf dem Weihnachtsmarkt den Duft von Bratwurst und gebratenen Mandeln ein. Die Menschen beeilten sich, die letzten Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Sie hatte das Gefühl, ein letztes Mal all diese Eindrücke in sich aufsaugen zu müssen. Ihr war so federleicht zumute wie schon lange nicht mehr.

Jetzt war sie endlich frei. Frei für etwas Neues.

Mehrmals hatte sie in den vergangenen Tagen mit Professor McIntosh telefoniert, dem Leiter des Wolfsprojektes in Yellowstone. Per Mail hatte sie ihm die gewünschte formale Bewerbung für das dreimonatige Praktikum geschickt und Zeit und Ort ihrer Ankunft mitgeteilt. Alles war so wunderbar einfach und unkompliziert abgelaufen.

Weihnachten würde sie noch bei ihrer Schwester und dem Schwager in Gießen feiern, den Flug von Frankfurt über Denver nach Bozeman hatte sie für den 30. Dezember gebucht. Silvester wäre sie dann schon im Yellowstone-Nationalpark, um dort den Beginn des neuen Jahres und Lebensabschnittes zu feiern. Bei dem Gedanken daran klopfte ihr Herz heftiger. War es Aufregung? Anspannung? Nervosität? Egal, all das gehörte einfach dazu. Jedem Anfang wohnte ein Zauber inne, und zudem würde sie an einen Ort der Welt kommen, von dem andere Menschen ihr ganzes Leben lang nur träumten.

Was hatte sie doch für ein Glück!

Im Flug vergingen die Weihnachtstage, und der Abschied von Deutschland kam so schnell, dass Anna keine Zeit für Sentimentalitäten fand. Bei der letzten Umarmung wollte Julia sie gar nicht mehr loslassen.

»Ich fasse es nicht, dass du das durchziehst.« Ihre Schwester schüttelte den Kopf, schnäuzte heftig in ihr Taschentuch und trocknete die Augen.

»Ich muss das machen. Für mich.«

»Ich glaube nicht, dass du es lange drüben aushältst.«

»Werden wir sehen. Du passt auf das Haus auf?«

»Kannst dich auf mich verlassen. Wird alles tiptop sein, wenn du zurückkommst«, sagte Julia und versuchte zu lächeln, aber Tränen kullerten ihre Wangen hinab.

»Wenn ich auch deine kleine Schwester bin, so bin ich doch schon groß. Und ich weiß, was ich tue.«

»Melde dich bitte sofort nach deiner Ankunft.«

»Yellowstone liegt nicht am Ende der Welt.«

»Aber kurz davor.« Julia schniefte und schnappte nach Luft.

»Ich finde es mehr als unvernünftig, dass du in die Wildnis gehst. Grizzlys und Wölfe gibt es da, pass bloß auf dich auf!«

»Vor denen habe ich keine Furcht. Ich denke, die Tiere müssen eher Angst vor uns Menschen haben.«

»Meinst du?«

»Verlass dich drauf, ich passe schon auf.«

Julia seufzte. »Ich habe kein gutes Gefühl. Wer weiß, was dir da drüben wieder passiert.«

Thomas drückte sie einmal fest und klopfte ihr kräftig auf die Schulter. »Du weißt ja, Julia macht immer die Pferde scheu.« Seine Augen leuchteten. »Yellowstone, das wäre was für mich. Ich beneide dich.«

Der Taxifahrer hupte zweimal. »Es wird schon alles klappen«, sagte Anna und stieg in das Auto.

»Zum Flughafen bitte«, wandte sie sich an den Fahrer und winkte zum Abschied aus dem Seitenfenster.